



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kann man wirklich nicht läugnen, daß der Türke Geschick für den Pionierdienst besitzt. Als Mineur kommt ihm unendlich seine Fertigkeit im Sitzen auf gekreuzten Beinen zu Hilfe, desgleichen als Sappeur. Auch besitzt der gemeine Mann eine ausreichende Intelligenz, um selbst complicirtere Arbeiten ausführen zu lernen. Dieses Pioniercorps, welches heute noch nichts bedeutet, vermöchte also dennoch etwas zu werden.

Was das Zahlenverhältniß der einzelnen Waffengattungen unter einander betrifft, so hat man sich dabei ziemlich an die darüber in Europa Geltung habenden Grundsätze gehalten. Das Armeecorps oder die Ordu setzt sich aus sechs Infanterie-, vier Cavallerie- und einem Artillerie-Regiment zusammen, und besteht somit aus einundzwanzig Bataillonen, eben so viel Schwadronen und zwölf Batterien, inclusive die Berghaubigenbatterie.

Ein Müschir-Pascha oder Feldmarschall ist Commandeur einer solchen Heeresabtheilung; die nächste Rangstufe, oder diejenige eines Generallieutenants, wird mit dem Namen Ferik-Pascha, (erstere Wort entspricht dem unsrigen: Division), bezeichnet, endlich commandirt die Brigade, deren das Armeecorps sechs zählt, ein Liva-Pascha, (wobei wiederum das Wort Liva dem unsrigen Brigade entspricht.) Der Mir-Mai ist der Oberst, der Kaimakam, der Obristleutenant. Sehr einfach ist die Benennung des Majors und Hauptmanns, sowie des Unterofficiers. Der erstere heißt Bin-Baschi (Bin, gleich tausend,) der zweite, Süs-Baschi, (Süs, gleich hundert), und der dritte, Du-Baschi, (Du, gleich zehn.) Zwischen dem Major und Hauptmann steht noch eine Rangstufe mitten inne, diejenige des Adjutanten oder türkisch Col-Agassi. Ferner zwei Rangstufen zwischen dem Hauptmann und Unterofficier: Mülastin, (was dem deutschen Lieutenant entspricht, und Dschansch (Feldwebel).

Ein türkischer Lieutenant, und wenn er von der Garde wäre, nimmt keine gesellschaftliche Stellung ein, wie sich von selber versteht. In den Zimmern der Paschas sprechen die Tschibuckschis oder Pfeifenstopfer unfehlbar den Vorrang vor ihm an.

W o c h e n b e r i c h t.

Aus Kurhessen. — Aus trüben Wassern schöpft sich kein reiner Trunk, und von unerquicklichen Zuständen ist nichts Erquickliches zu berichten. Wenn aber eine Correspondenz aus Hessen der getreue Wiederhall der hier herrschenden Stimmung sein soll, so muß sich der Correspondent wol hüten in laute Klagen auszubrechen, da man in Wahrheit dergleichen hier nirgends vernimmt. Die Unzufriedenen fügen sich, in Erwartung besserer Zeiten, still in das Unvermeidliche; sie haben zu viel gelitten um Lust zu verspüren durch erfolglosen Widerstand — und ein anderer ist augenblicklich undenkbar — ihre Lage noch mehr zu verschlimmern. Von Politik wagt öffentlich Niemand zu reden, es sei denn, daß es sich um Japan, die montenegrinische Ange-

legenheit oder dergleichen unverfängliche Fragen handle — und so hört man in Hotels und andern öffentlichen Localen von Nichts Andern reden, als von Theater, Concerten, Sängerinnen und Tänzerinnen, Schneesturm und Eisenbahnunglück. Der Fremdenverkehr beschränkt sich, besonders jetzt in der Winterzeit, auf die *commis voyageurs*, und von dem geselligen Leben und Treiben der früheren Zeit sind nur noch kümmerliche Reste geblieben. So bietet Kassel ein Bild öden Stillebens, das seines Gleichen sucht in andern deutschen Städten und selbst durch die jährlich mehr und mehr an Bedeutung sinkenden Messen wenig unterbrochen wird.

In der letzteren Zeit ist in den Zeitungen viel davon die Rede gewesen, daß sich durch einen bevorstehenden Ministerwechsel ein Umschwung der Dinge vorbereite. An Alledem ist kein wahres Wort. Das Ministerium Hassenpflug sitzt fester im Sattel als je, und die persönlichen Beziehungen des Kurfürsten zu seinen Räten sind die allerefreundlichsten, wie er denn erst neulich die H. H. von Baumbach und von Haynau, die bis dahin blos Ministerialvorstände des Auswärtigen und des Krieges gewesen, zu wirklichen Ministern gemacht. Jene Gerüchte von einem Personenwechsel entspringen aus falschen Vermuthungen, welche sich an die veränderte Stellung Bilmars dem Kurfürsten gegenüber und an die Bestrebungen des Letztern knüpften, einige tüchtige Kräfte der constitutionellen Partei für die Regierung zu gewinnen, der es in allen Richtungen an tüchtigen Kräften fehlt. Diese Bestrebungen sind bis jetzt vergeblich gewesen und werden es auch wol bleiben.

Zu oft komischen, oft ernstern Scenen giebt das Verhältniß Anlaß, in welchem der Kurfürst zu seinem Nachfolger, dem Prinzen Friedrich von Hessen steht. Dieser Prinz, um sich genauer bekannt zu machen mit den Zuständen und Bewohnern des Landes, welches er berufen ist einst zu regieren, wünschte in Kassel seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen, scheiterte aber an dem hartnäckigen Widerstande des Kurfürsten, obgleich, wie man behauptet, die dringenden Wünsche des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen mit denen des Prinzen Friedrich zusammenfielen. Keiner Mensch denkt hier daran der Weigerung des Kurfürsten politische Gründe unterzulegen. Es ist eine reine Etikettenfrage. Bekanntlich war Prinz Friedrich zuerst mit der jung gestorbenen Großfürstin Alexandra von Rußland, Tochter des Kaiser Nicolaus, verheirathet, und steht jetzt im Begriff eine preussische Prinzessin, die Tochter des Prinzen Karl, als Gemahl heimzuführen. Wenn das junge Paar nun seine Residenz in Kassel nähme, so würde die Prinzessin der Gräfin Schaumburg im Range voranstehen und dieser Umstand die Quelle unaufhörlicher Conflictes in den höheren Kreisen werden. Die künftige Thronfolgerin hat nun, um doch einige Verbindungen mit den Landeskindern anzuknüpfen, zwei hiesige Damen zu ihren Ehrendamen erkoren, aber Beide haben, dem von oben wehenden Winde folgend, sich für die ihnen zugedachte Ehre bedankt. Um das Maß des Haders bis zum Rande zu füllen, hat man dem Prinzen Friedrich bei seiner neulichen Anwesenheit hier sogar einen militärischen Begleiter, temporären Adjutanten, verweigert. Darauf soll der Prinz Friedrich seinen Unwillen in ein paar derben Briefen an allerhöchste und hohe Personen Luft gemacht und Kassel verlassen haben, ohne Abschied vom Kurfürsten zu nehmen.

Der Verfassungskampf in Spanien. Die Cortes sind jetzt beinahe drei Wochen beisammen, ohne daß eine der wichtigen Fragen, welche zwischen dem

Ministerium und der Opposition und über dem Lande schweben, zu einer Entscheidung gekommen wäre. Im Senat hat Joaquin Maria Lopez, einer der gefeiertsten Redner der Progressisten und ehemaliges Haupt der nach Espartero's Vertreibung errichteten provisorischen Regierung, den Antrag gestellt, das Haus möge die unter dem vorigen und jetzigen Ministerium erlassenen Presseverordnungen seiner Prüfung unterziehen. Der beredten und schlagenden Darstellung, die der Antragsteller über die traurige Lage der Presse gab, trat der Finanzminister Florente, Namens der Regierung, mit dem Versprechen entgegen, in Kurzem ein Pressegesetz der Cortes vorlegen zu wollen, beharrte jedoch, als Lopez hierauf seinen Antrag zurückziehen wollte, auf der Abstimmung desselben, welcher Kunstgriff ihm den wohlfeilen Triumph, ihn mit 70 gegen 32 Stimmen verworfen zu sehen, verschaffte. Infante, gleichfalls Progressist und früherer Minister Espartero's beantragte, die von Bravo Murillo eigenmächtig und mit Gefährdung des öffentlichen Credits ertheilten und mit Zinsgarantien Seiten des Staats ausgestatteten Eisenbahnconcessionen einer strengen Revision durch die Cortes zu unterwerfen, wofür eine Commission niedergesetzt wurde, während auf O'Donnells Beschwerde über die Verschleuderung militärischer Grade und Decorationen das Ministerium eine Gesetzentwurf vorlegte. Während das Cabinet so unaufhörlich von der Opposition im Athem erhalten wurde, legte die mit der Beschwerde des Marschalls Narvaez beauftragte Commission ihr Gutachten oder vielmehr ihre verschiedenen Gutachten vor. Die Majorität (von 4 Mitgliedern), deren Berichterstatter Arrazola ist, erklärt die Beschwerde für begründet, den Senat befugt in der Sache des Herzogs von Valencia zu entscheiden und diesen letzteren in seinem Recht seinen Platz in der Versammlung einzunehmen. Die Generale Sanz und Pezuela dagegen haben ein Gutachten eingebracht, welches das Verfahren der Regierung mit Berufung auf die Regeln der militärischen Disciplin rechtfertigt, während das des General Cordova in der Mitte zwischen den beiden vorigen steht, die Behinderung eines Senator's zur Erfüllung seiner legislativen Pflichten allerdings für ungebührlich hält, ebenso aber auch die Weigerung eines Offiziers, einen ihm von der Krone ertheilten Auftrag anzunehmen und die Regierung auffordert, auf Mittel zu sinnen, welche die Würde des Senats und die militärische Disciplin in gleicher Weise zufrieden stellen. Man glaubt, daß dies Gutachten Cordova's, das nicht kalt und nicht heiß, weder Fisch, noch Fleisch ist, und da es Alles in suspenso läßt, doch wesentlich dem Ministerium zu Gute kommt, die Mehrheit erhalten dürfte, besonders, falls bis zur Abstimmung die neuernannten Senatoren eingetreten sind, die bis jetzt wegen Beschaffung ihrer Qualificationen (die Krone darf nur aus bestimmten Kategorien ernennen) zurückgehalten wurden. Die Discussion hat bereits begonnen, ein Resultat ist aber noch nicht bekannt. Narvaez hat indessen dem Senat angezeigt, daß er wegen ärztlichen Rathes für seine angegriffene Gesundheit nach Paris (er war bisher in Mont-de-Marsan) gehen werde, wo er auch vor Kurzem eingetroffen ist. Der Hof ist nach wie vor auf das Feindseligste gegen den Marschall gestimmt.

Der Congress hat sich fast die ganze Zeit über mit Wahlprüfungen beschäftigt, die zu den bittersten Angriffen, namentlich Seitens des Progressisten Madoz und Pidal's gegen das Ministerium Anlaß gaben, und außerdem sehr gereizte Erklärungen zwischen Sartorius und der moderirten Opposition hervorriefen, die übrigens der Erstere provocirt hatte. Nachdem endlich das Geschäft der Wahlprüfungen beendigt war (29 Wahlen wurden beanstandet) schritt der Congress am 18. März zur definit-

tiven Zusammensetzung seines Bureau's. Martinez de la Rosa ward abermals mit 142 Stimmen von 214 anwesenden Mitgliedern zum Präsidenten gewählt — 23 Progressisten wählten Santa Cruz, 43 Zettel waren unbeschrieben — von den vier Vicepräsidenten setzte die Opposition, mit Hilfe der Mittelfraction, zwei der Ihrigen durch, die vier ministeriellen Secretäre wurden wiedergewählt. Martinez de la Rosa nahm mit der Versicherung seiner Anhänglichkeit an die nationalen Institutionen den Präsidentensstuhl ein. Die Folge wird lehren, was davon zu halten. Man erwartet jetzt zunächst Seitens der Regierung die Vorlagen über die Verfassungsrevision und die Presse. Die Ersteren sollen sich, so heißt es, auf eine Veränderung der Organisation des Senates, wahrscheinlich durch Beimischung erblicher Elemente, und des Wahlgesetzes der Deputirtenkammer (um es noch conservativer zu machen), sowie auf Reformen der Administration und der Communeinrichtungen beschränken. Wenn gleich die Fundamentalprincipien der Constitution dabei ziemlich intact blieben, so fällt doch das Folgenreiche selbst einer derartigen Revision sofort in die Augen. Seitens der Opposition erwartet man zahlreiche Anträge, unter Anderen einen auf Anklage des Ministeriums Bravo Murillo. Am 21. März hat das Gouvernement die Forderung auf Forterhebung der Steuern beim Congreß eingebracht. Die Theilnahme des Publicums für die Cortesverhandlungen dauert übrigens in gleicher Stärke fort und trotz der jüngsten Pressverordnung füllen die Zeitungen ihre Spalten mit den parlamentarischen Debatten.

Der Finanzminister Florente, dessen früher erwähntes Project, gegen Verpfändung der aus dem Verkauf der Nationalgüter erhaltenen Obligationen sich eine Anleihe zu verschaffen, nahe der Ausführung gescheitert war, hat jetzt durch Salamanca mit dem Hause Baring in London ein bei Weitem größeres Geschäft abgeschlossen, das der Zustimmung der Cortes unterbreitet werden dürfte. Es handelt sich um nichts weniger als um eine dreiprocentige Anleihe von dem nominellen Betrage von 1000 Millionen Realen (fast 67 Millionen Thaler), die zum Course von 46 pro 100 eingezahlt wird, dem spanischen Staatschatz daher in Wirklichkeit 460 Millionen Realen zu etwa $6\frac{1}{2}$ Proc. abwirft. Diese Summe soll benutzt werden, um die sehr bedeutende schwebende Schuld, die Herr Bravo Murillo trotz seiner so gerühmten Finanzwirthschaft hinterlassen hat, einzulösen, deren Druck den Staat zu fortwährenden kleinen Anleihen zwingt, wobei ihn die dabei theilhaftigen Banker's mit 10, ja 12 bis 15 Procent brandschätzen. Die Baring'sche Anleihe ist daher für den gegenwärtigen spanischen Credit zu ungewöhnlich günstigen Sägen abgeschlossen; soll sie aber wirklich eine gründliche Cur der spanischen Finanzen bewirken, so kann nur die strengste Oekonomie und eine einsichtige Handhabung der Steuer- und Zollgesetzgebung dies möglich machen. Denn man darf nicht vergessen, daß sie dem Budget, mag sie ihm vielleicht auch größere Lasten abnehmen und überhaupt eine normale Finanzwirthschaft feststellen, eine neue regelmäßige Last von 30 Millionen Realen (2 Millionen Thaler) jährlich auflegt, und daß dem unter Bravo Murillo angenommenen Schuldenregulirungsgesetz gemäß, sich die nächsten 17 Jahre hindurch alle zwei Jahre die Zinsen der differirten Schuld um ein Beträchtliches (je $\frac{1}{4}$ Proc.) steigern. Fällt Spanien aber noch einmal in seinen Bankerott zurück, nachdem es mit den schwersten Verlusten der Gläubiger seine Schulden regulirt hat, so ist in der That kaum abzusehen, wann es wieder hinauskommen sollte.

Der Congreß hat am 21. März die Forderung auf Forterhebung der Steuern eingebracht. Die Theilnahme des Publicums für die Cortesverhandlungen dauert in gleicher Stärke fort. Die Zeitungen füllen ihre Spalten mit den parlamentarischen Debatten.

Ein Spätwintertag in Stambul. — Sie würden sich ohne Zweifel betroffen und übel getäuscht fühlen, wenn Sie sich, im Verlangen Stambul kennen zu lernen, vielleicht auch um directe Beobachtungen in Bezug auf unsere politische Kräfte anzustellen, durch Hilfe irgend welcher freundlichen Zauberin, eben zur jetzigen Stunde hierher versetzen ließen. Aus dem gemüthlichen Leipzig, mit seinen reinlichen, nach jedem Regengusse gekehrten, ziemlich breiten, hellen Straßen, in die engen und dumpfen Gassen von Pera, wohinein das Tageslicht zwischen den hohen Frontmauern der Häuser, die überdies noch mit Balkonen und Erkern überladen sind, kaum gelangen kann, — ja in diese Gassen, deren hauptsächlichste, nämlich die „große Perastraße“ man wöchentlich ein Mal fegt, während in den andern, und zumal drüben in Stambul und auf den Kirchhöfen, der unter den Knüttelschlägen des Treibers verendete Esel ruhig und unbeachtet liegen bleibt, bis die Hunde ihn zum Skelett abnagen; wo die Schwierigkeiten der Passage für die Fußgänger sich um die Lösung zweier Hauptprobleme gruppiren: den mit Steinkörben auf jeder Seite ausgestatteten Lastpferden, von denen ein jedes vier bis fünf Fuß Frontraum in Anspruch nimmt, während die Straßen nur drei Mal so breit sind, aus dem Wege zu gehen, und dabei dennoch einerseits die tiefen Rothgruben zu vermeiden, die mit Schlamm ausgefüllt, uns beim ersten Anschauen vermuthen lassen, daß durch sie das Niveau der Gasse keine wesentliche Störung erleide, bis wir durch ein Hineinsinken, weit über das Knie hinweg, uns über eine Höhendifferenz an der fraglichen Stelle von zwei Fuß oder zwei Fuß sechs Zoll unterrichten. Aus Leipzig, der Stadt der Promenaden, nach Stambul, wo es nur einen Baumgang gibt, nämlich zu Fanar-Bartsche, am asiatischen Ufer des Marmorameeres, beim Dorfe Kadiköi (dem alten Galeedon und der Stätte des Belisarischen Palastes); aus Ihrem Zimmer endlich, wo ein erwärmendes Feuer nicht ermangelt die rauchfeuchte Luft des März vergessen zu machen, hierher in das meinige, wo mich fröstelt, ungeachtet der im Ofen flackernden Gluth, weil das aus Holz aufgebaute, d. h. aus einigen stärkern und schwächern Latten zusammengeschlagene, mit Brettern von Außen bekleidete, und mit einer dünnen Schicht von Lehm, die einen Ueberzug von „Stuck“ bekommt, von Innen beworfene Haus, nicht dicht genug ist, um dem Nordwind, der brausend vom schwarzen Meere daher weht, den Eingang zu verwehren.

Genug der Vergleiche. Von meinem Fenster aus überschauere ich einen Winkel des Marmorameeres und ein Stück Bosphorus; die Fluthen sind grau; ungestüm sich bäumend und zu weißen Schaumwogen zerstäubend; sobald sie sich gebrochen, schlagen die Wellen über der niedrigen Felsenklippe zusammen, auf welcher der Aeanderthurm, den die Türken Mädchen-Burg (Kiss-Kulessi) nach einer alten Sage nennen, steht. Kein schöneres Schauspiel, als wenn dann von ohngefähr die Sonne auf kurze Augenblicke durch die Wolken- und Nebelschleier bricht, welche den Himmel in diesen dunkeln Tagen bis zum bithynischen Olymp verhängen. Die weite Landschaft, Meer, Ufer und Berge nehmen plötzlich andere, hellere, ins Weiße, Grüne, Blaue und Röthliche spielende Farben an; wie glänzt und strahlt der weiße Schaum auf den Bergen, wie funkeln die Schiffe, welche, an schweren Ankerketten festgelegt, den weitgedehnten Raum zwischen der Spitze des Serai und Toppana erfüllen, wie endlich fliegen die leichten Boote, die Schaluppen, mit ihren dreieckigen, viereckigen Segeln, die alle im blendenden Widerschein schimmern, über die Seefläche dahin. Aber nur wenige Augenblicke überseht man

das Alles und fühlt sich entschädigt für das vorherige Grau; dann auf einmal fallen wieder die Nebel über Land und Meer, Himmel und Sonne.

Wir haben jetzt Nordwind. Alle die grauen und schwarzen Wolken, welche von dorthier nach Süden ziehend, ihren Weg durch unsern Zenith nehmen, kommen von Pontus. Inzwischen toben dort die Stürme; als ungeheuerer Wasserberge rollen die Wellen, welche der Nord am Gestade der Krimm und von Odeffa aufgejagt, hin zum Eingang des Bosporus, um dort an den Felsen der Symplejaden zu zerstäuben. Strudelnd und mit Schaum bedeckt werfen sich die Wasser in den engen Canal; ihre Macht und ihr rollender Angestüm sind gebrochen, aber sie athmen, wie es scheint, noch den Kampfesmuth der freien, weiten Arena des Meeres. An dem Orte, wo Rhineus wohnte und gegenwärtig die Batterie Büjück-Biman (großer Hafen) liegt, an dem alten Hieron, dem jetzigen Numili Kawak, ziehen sie vorüber; sie grüßen den Niesenberg und hoch oben die Trümmer vom Tempel des Zeus, bis sie endlich still geworden, die Spitze des Serai umfluthen.

Aus dieser Landschaft, beim Brausen der Stürme, sende ich Ihnen heute das flüchtige Portrait eines Türken, den ich der Achtung Ihrer Leser empfehle.

Fuad Effendi. — Das ist der Name des gegenwärtig bedeutendsten türkischen Staatsmannes. Er ist augenblicklich gestürzter Minister — ich weiß es wohl; er ist in St. Petersburg übel angeschrieben — und das könnte bedenklich erscheinen; aber nichts desto weniger nehme ich keinen Anstand, frei und offen zu bekennen: er ist der Mann der ottomanischen Zukunft, wenn überhaupt es für sich noch einen giebt.

Es lohnt sich der Mühe, einen solchen Mann zu charakterisiren. Im schlimmsten Falle hat man es gethan, um die Vergangenheit, in der er einen bedeutungsvollen Platz einnimmt, für deren Vorkommnisse er nicht selten das Motiv und zu deren Bekämpfung er das Werkzeug geworden, in ein klares Licht zu stellen. Man begreift die Zeiten und die Ereignisse, wenn man die bedeutenden Männer in ihnen begriffen hat!

Fuad Effendi ist, nach seinem Aeußeren zu urtheilen, noch nicht fünfzig Jahre alt. Eine hohe und schlanke Gestalt, sehr untürkisch in seinem Wesen, den Südländer allerdings verrathend, aber den westländischen mehr wie den östwärtigen, leicht, gewandt, beweglich, von wahrhaft französischer Lebhaftigkeit und der Herr von Manieren, die es vergessen machen, daß er im Harem geboren wurde und dort seine Erziehung erhalten hat. In solcher Weise emancipirt sich nur das Genie. Es haben viele Männer in der Türkei die Reform angestrebt, aber sich selber ihr unterworfen haben wenige; unter ihnen keiner so wie er. Er ist die Incarnation des Gedankens Mahmud's I. So umgewandelt würde sein Volk im Stande gewesen sein, die europäische Civilisation nicht nur dauernd in sich aufzunehmen, sondern nachschaffend, — nicht nachäffend — in sich zu reproduciren. Es sollte nicht sein; und eben darin liegt sein Verhängniß.

Fuad Effendi ist nicht in dem Maße ein Charakter als er ein Kopf ist. In jener Beziehung, und vielleicht einzig und allein in ihr, ist er ganz Türke. Nur die Freiheit im bürgerlichen Leben erzeugt starke Charaktere. Der Despotismus vermag es nicht. Daher die Möglichkeit, daß ein Mann, der unter seinen Landsleuten geistig die höchste Stufe einnimmt, der Reihe nach innerhalb zehn bis fünfzehn Jahren allen Cabinetten dienen, und, nachdem er seit 1846 dem Ministerium Reschid Pascha's

eng verbunden gewesen, nach dessen Sturz das tauglichst befundene Instrument zur Ausführung einer alles vorher Geschehene zerstörenden Politik werden konnte. Solche Fälle stempeln hier nicht mit dem Brandmal der Schmach. Dergleichen feines Gefühl kennt man bei Ihnen; hier weiß man nichts davon. Und von diesem Standpunkte aus wird einst die Geschichte den Mann aufzufassen haben, der sich zu bemerkbar gemacht hat, um nicht genannt, charakterisirt und beurtheilt zu werden, wenn dereinst von den Namen der Gewalthaber, zu deren Füßen er sich gebeugt, nichts übrig geblieben sein wird, wie der hohle Schall des Namens.

Fuad Effendi hat seine politische Carriere in England begonnen. Dorthin reiste er als osmanischer Geschäftsträger, eignete sich die englische Sprache an, machte weitere Fortschritte in der französischen, dergestalt, daß sein Ausdruck in letzterer schriftlich wie mündlich eine fast national-französische Glätte bekam, und warf sich in jene Richtung, welche von jeder Staatsmänner von Auszeichnung verfolgten, ich meine die des Studiums und der litterarischen Versuche. Es war bereits eine Auszeichnung, die man seinem Talent zugestand, und geschah in Erwägung der geleisteten Dienste, als der Divan ihn zum außerordentlichen Gesandten der Pforte an den beiden Höfen von Madrid und Lissabon ernannte. Man erinnert sich dort wol noch des ersten Auftretens des damals noch jungen Orientalen, der so ganz abwich von allen seinen Vorgängern, und von den Vorstellungen, die man sich von einem Repräsentanten des Großherrn sonst gemacht. Die Geschmeidigkeit seines Wesens, die erstaunliche Leichtigkeit und Eleganz und das durchaus Untürkische seiner Manieren setzten in Verwunderung. Man ahnte schon damals in ihm den dereinstigen Unterhändler von St. Petersburg und Cairo.

Die Peripherie des Kreises, innerhalb dessen die Wirksamkeit Fuad Effendis fällt, dehnt sich ziemlich weit aus. Als er von Madrid nach Stambul zurückkehrte, scherzte er selber über die für einen Türken immerhin seltene Bestimmung, bei drei europäischen Souveräninnen beglaubigt gewesen zu sein und zu seinen Freunden äußerte er lächelnd, daß seine nächste Bestimmung ihn etwas weit ab, in den stillen Ocean, an den Hof der Königin Pomarah führen werde.

Die Pforte bedurfte damals eines Mannes von nicht geringerm diplomatischen Talent als das seinige, um die ottomanischen Interessen in den Donaufürstenthümern zu vertreten. Man sendete ihn in Eigenschaft eines General-Commissairs dorthin, und später, in einer weit dringenderen Sache, nämlich auf Veranlassung des Consictes mit Rußland wegen der magyarischen Flüchtlinge nach St. Petersburg. Seine weiteren Schicksale, wie er sodann Musteschar des Großveziers wurde, als solcher nach Cairo ging, den Vertrag mit Abbas Pascha erwirkte und endlich nach dem Sturze seines Chefs, Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde, sind bekannt. (Fortf. folgt.)

Bildende Kunst. — Kunstbericht aus Berlin. Das Hauptinteresse nahm bis jetzt Gallait's Bild: „die große Schützengilde von Brüssel erweist den Grafen Egmont und Horn die letzte Ehre“ in Anspruch. — Da das Gemälde bereits in diesen Blättern (11. Jahrgang Nr. 42) besprochen ist, so erlassen Sie es mir, noch einmal näher darauf einzugehen, namentlich da ich mich im Wesentlichen der von Ihnen ausgesprochenen Ansicht anschließe. Ich muß Ihnen sagen, daß mich das erste Ansehen des Bildes vollkommen verstimmt hat, ich konnte vor dem Eindruck des Unästhetischen oder geradegu Gelhaften nicht zum Genuß der großen Vollkommenheiten kommen. Sie

bemerken ganz richtig in Ihrer Besprechung, daß die Bessern der ältern christlichen Maler, welche Gegenstände des Martyriums malten, unter den Zuckungen des Fleisches den gottergebenen und siegreichen Geist durchscheinen ließen, der dann die ekelhafte sinnliche Wirkung aufhob oder wenigstens milderte; — hier sehen wir nur scheußlich entstellte Köpfe, deren erster und letzter Eindruck der des materiellen Todes ohne irgend welches versöhnende Element ist. — Bei öfterem Sehen werden wir durch den wahren tiefergreifenden Ausdruck der anderen Figuren (wie es auch im Leben in dergleichen Fällen geschehen mag) über das physisch Ekelhafte hinweggehoben und in die richtige Stimmung versetzt. — Durch Reflexion kommen wir erst dahin, uns zu sagen: „die waren Märtyrer der Freiheit, das Schauerhafte ihres jetzigen physischen Aussehens ist Folge ihrer moralischen Größe.“ — Ueberwinden wir uns dann, die Köpfe noch einmal anzusehen, nehmen wir unsere Phantasie zu Hilfe, dann finden wir vielleicht allmählich heraus, daß dieser jetzt verzerrte Mund, diese mit Blut besudelte Nase, dieses Hirn mit zerdrücktem Haar, verbunden mit der hohen entschieden geformten Stirn, im Leben der Siz von Geist und Würde waren. — Das muß man sich aber nicht mühsam herausconstruiren dürfen, das muß selbst aus todten Formen uns entgegenleuchten. — Sie fragen mit Recht: „Wie ist es möglich, einen so abscheulichen Gegenstand zu malen? Wie es einem so preisvollen Künstler wie Gallait möglich?“ — Ich möchte noch die dritte Frage thun: „Wie ist es ihm möglich, ihn so zu malen?“ — Und doch ist die Antwort leicht zu geben. Es ist dies alles die richtige Consequenz des Grundsatzes: „Alles, was geschieht, darf dargestellt werden!“ Nach diesem Grundsatz hielt es freilich Gallait nicht für nöthig, das Scheußliche und Ekelhafte der Sache zu mildern, sondern stellte es in vollkommenster Realität dar, wie etwas, an dessen künstlerischer Berechtigung nicht zu zweifeln wäre. — Wir mögen das gewaltige Darstellungsvermögen Gallait's bewundern, aber wir mögen noch mehr erschrecken vor der Gefährlichkeit jenes Grundsatzes, der die Besten auf solche Irrwege führen kann. — Ich meine, eine solche Erscheinung sollte uns erst recht in dem Grundsatz befestigen, daß wir in der Kunst das Leben idealisiren müssen, also Gegenstände wählen, die einer Idealisierung fähig sind. — Ich hoffe und glaube auch, daß das bei einem großen Theil der Künstler geschieht, während freilich auf der andern Seite eine Menge sich finden wird, die, verführt durch die gewaltige Wirkung dieses Gegenstandes und unklar darüber, daß diese gewaltige Wirkung nicht durch das Physisch-schauerhafte, sondern allein durch das Sittlich-ergreifende hervorgebracht wird, jenen Grundsatz aufgeben wird. Da nun nicht vorauszusetzen, daß alle diese weder die große Begabung Gallait's besitzen, noch Gegenstände von so allgemeinem Interesse wählen werden (sondern sich begnügen, wenn sie nur das gehörige Maß des Scheußlichen enthalten), wird sich dann hinterher vielleicht zu spät zeigen, daß es keine geeignete Aufgabe für die Kunst ist, Dienerin moralischer Zwecke zu sein, sondern, daß sie vor allen Dingen auf unsere Sinne einen günstigen Eindruck machen muß, damit sie durch dieses Medium auf unser sittliches Gefühl wirken kann. Wenigstens dürfen unsere Sinne nicht unangenehm berührt werden; hier müssen wir sie erst mit Keulen todtzuschlagen, wenn wir zum Genuß der großen Vollkommenheiten des Bildes kommen wollen, die (ich wiederhole es) der größten Bewunderung werth sind. —

Im Locale des Kunstvereins, in der dies Bild ausgestellt war, gab's einiges Beachtenswerthe. So ein kleines Bildchen von Tidemann „Abschied von den Aeltern,“ norwegisches Genrebild; die alte Mutter hat die Tochter schon bis zur Thüre geleitet, während der Sohn von dem greisen Vater, der sich nicht vom Bette mehr erheben kann, Abschied nimmt; ein rührendes Bild, wenn auch nicht von großer Bedeutung. Zu tadeln ist die schlechte Composition, die Figuren stehen fast reliefartig eine neben der andern. Sehr komisch ist ein Bildchen von Jordan, wo ein ehrsammer alter Philister einer Wittve in den besten Jahren einen Heirathsantrag macht. Ein Bild von Cretius „Römischer Bettler“ ist besser gemalt und mit größerer Realität durchgeführt als seine

sonstigen Bilder; es macht äußerlich einen guten Eindruck; der Gegenstand ist zwar nicht bedeutend. „Ein Jüngling spielt auf der Zither, während ein kleines Mädchen durch Blicke Mitleid zu erregen sucht,“ doch ließ sich mehr daraus machen, wir erinnern nur an Gallait's „Slavische Musikanten“. Einige andere Bilder waren bereits auf der letzten Ausstellung, so „der Abend“ von Max Schmidt; es ist noch eine andere recht schöne Landschaft „Arco im Sarcathal in Oberitalien“ von ihm da. Von sehr feinem Naturgefühl zeugt ein Bildchen von Rießstahl „Sonnenaufgang über der Haide auf Rügen“ — dies wäre das Erwähnenswertheste. — Sehr hübsch ist noch eine friesartige Zeichnung von Knille in Düsseldorf, die den Zug der Düsseldorfer Künstler zum Frühlingsfest des Jahres 1852 darstellt. Wir sehen da sehr gut und mannigfaltig geordnete Gruppen in allerlei Kostümen, Landsknechte, Schützen, die wilde Jagd, Frau Venus und Tannhäuser u. s. w.

Inzwischen ist man im neuen Museum immer thätig, und im Frühjahr und Sommer wird in diesem Jahre daselbst ein besonders reges Leben sein. Nicht allein, daß die Blüte Griechenlands von Kaulbach und somit die eine ganze Wand des Treppenhauses vollendet und wol in der zweiten Hälfte des Sommers die gegenüberstehende begonnen wird, werden noch einige andere auf der Ostseite liegende Säle in Angriff genommen, und zwar werden in dem an die andern bereits fertigen griechischen Säle sich anschließenden Niobidensaal die Herren Carl Becker, Hemming und Raselowsky in etwa 3 Fuß hohen, achteckigen und runden Feldern Gegenstände der griechischen Heroensage, Gruppen zu etwa je 3 Figuren darstellen; der hieran anstoßende Bacchusaal ist, wie Sie wissen, fertig, in dem nun folgenden römischen Saale ist Herr Bape bereits in voller Thätigkeit, wie der große griechische Saal mit griechischen, so wird dieser mit römischen Architekturbildern und Landschaften geschmückt; einige sind bereits, und zwar außerordentlich schön, vollendet. In der daranstoßenden südlichen Kuppel werden 3 große Bilder gemalt, sie bildet den Schluß der antiken und Uebergang zur mittelalterlich christlichen Kunst, so hat man dann Gegenstände gewählt, die auf Einführung des Christenthums und das erste christliche Zeitalter sich beziehen — über dem Eingange zu den christlichen Sälen wird in halbkreisförmiger Nische Kaulbach's Composition „die Bekehrung Wittekind's durch Carl den Großen“ ausgeführt, die Zeichnung des Kartons und Ausführung in Farben ist Hrn. Graef übertragen, diesem gegenüber wird J. Schrader „die Einweihung der Sophienkirche in Constantinopel“ durch Justinian, in der dritten etwas kleinern Nische, die über dem Eingang des zum alten Museum führenden Ganges liegt, wird Hr. Stille, einen noch nicht ganz sicher bestimmten Gegenstand (auch aus dem ersten christlichen Zeitalter) malen; die dazwischen bleibenden Zwickel wird Hr. Deege malen. — Die Künstler sind bereits alle, wie auch die für den Niobidensaal bei den Kartons und sonstigen Vorarbeiten beschäftigt, so daß sie zum Frühjahr und Sommer an die Ausführung gehen können. —

Inzwischen ist viel an der Aufstellung von Statuen gearbeitet; die mit vielen Schwierigkeiten verbundene „der kolossalen Haffebändiger“ von Monte Carallo vollendet, — sie haben im Treppenhause je einer am Fuß der beiden Treppen einen, wie Sie wohl denken können, ziemlich ungünstigen Platz gefunden. — Freilich war es noch immer das Beste, wenn man sie überhaupt so aufstellen wollte. — Auch in dem nunmehr vollendeten nordischen Saal wird man nächstens an die Aufstellung der Alterthümer gehn, — so dürften dann mit Ablauf des Jahres 54 die beiden untern Stockwerke ganz fertig werden. — Ich komme auf alle diese Arbeiten, wenn sie weiter vorgerückt sind, noch später zurück, indem ich mich vorläufig damit begnüge, Ihnen eine Uebersicht gegeben zu haben.

Luther auf dem Reichstag zu Worms. Getuschte Zeichnung vom Professor Schwerdgeburdt, 20 Zoll breit, 13 Zoll hoch. Die seit einigen Jahren durch Hrn. Schwerdgeburdt nach seinen eignen Zeichnungen gestochenen Darstellungen aus

Luthers Leben sind mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden und haben eine weite Verbreitung erfahren. Sie geben auf eine ganz einfache verständliche anspruchslöse Weise diejenigen Momente, welche den großen Mann in seinem Privat- und öffentlichen Leben charakterisiren und die zugleich entscheidende Punkte in dem Fortgang der Reformation bilden. Als Schluß oder Mittelpunkt wird nun Herr Schwerdgeburdt obige Zeichnung in gleicher Weise ausführen. Der Gegenstand, die Menge der darzustellenden Personen bedingte schon an sich ein größeres Format als die vorausgegangenen Blätter, noch mehr aber die Absicht des Künstlers, alle namhafte Personen dieser Versammlung so charakteristisch wie möglich in ihrer Portraitähnlichkeit zu geben. Und dieser Punkt ist mit großem Erfolg durchgeführt, so daß Jeder, dem die gleichzeitigen Portraits bekannt sind, die bei denselben oft nur in unbehilflichen Zügen angedeutete Individualität hier so lebendig durchgeführt finden wird, als wären sie nach der Natur gezeichnet. Solcher Portraitköpfe und Figuren sind 51 auf der Zeichnung; unter den übrigen, im Ganzen 125, findet man eine Menge der verschiedensten Charaktere in lebendigstem Ausdruck. Daneben hat Herr Schwerdgeburdt eine außerordentliche Sorgfalt und Mühe auf Costüme, Ceremoniel und alle Umstände bis aufs Kleinste verwendet, was den ganzen Hergang der Wahrheit so nahe wie möglich zu bringen etwas beitragen konnte. So weit es uns, unter diesen von dem Künstler sich selbst gestellten Schranken, möglich ist, hat sich derselbe künstlerisch frei bewegt und ein ruhiges angenehmes Ganze durch sorgfältige Vertheilung von Licht und Schatten und besonders durch gehörige Betonung der verschiedenen Gruppen zu Stande gebracht.

Rechts sitzt Kaiser Carl V. auf dem Thronessel unter einem Baldachin, neben ihm, eine Stufe niedriger sein Bruder Ferdinand. Zu den Seiten neben den Stufen des Thrones sitzen rechts die drei geistlichen, links vorn die drei weltlichen Kurfürsten; in der Mitte steht Luther und der kurtrierische Kanzler von Eck, in dichtem Kreis darum sitzen und stehen die übrigen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, Gelehrte, Mönche und Andere; auf einer Tribüne im Grunde sitzen die Gesandten. Der Ort des Vorgangs ist eine Kirche. — Luther hatte eine zweistündige Rede gehalten besonders über seine Schriften, deren Inhalt er widerrufen sollte. Da fordert Eck eine kurze und einfältige Antwort. Nun so will ich denn, erwidert Luther, eine Antwort geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll: Dem Papst und den Concilien glaube ich nicht, überführt bin ich nicht, widerrufen kann ich nicht, hier steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen! Und dies ist der Moment, den der Künstler gewählt hat, wo die größte Aufmerksamkeit und Spannung herrscht, die größte Theilnahme der verschiedenen Parteien auf das lebendigste sich zeigt.

Aus Düsseldorf. Der Wettstreit der Düsseldorfer Künstler setzt sich in erfreulicher Weise fort, es sind meist Landschaften, welche zu rühmen sind. An jene große, zuletzt erwähnte Landschaft von A. Achenbach reiht sich eine Mondscheinlandschaft von Schirmer, an Umfang zwar weit geringer und einfacher, in der Zusammensetzung, aber an Gehalt jener so weit überlegen, wie ein echtpoetischer Gedanke einem tüchtigen Stücke Natur. Man behauptet, sie sei eins seiner ausgezeichnetsten Werke, und der Beschauer fühlt sich versucht, Oberon und Titania einzuladen, um in diesem zauberhaften Thalgrunde süßen nächtlichen Reihentanz zu halten. — Ähnliche, aber mehr düstere Empfindungen erweckt eine „Monddämmerung“ von Gude. Derselbe vortreffliche Künstler gab in einer „Rennthierjagd“ uns ein Stück von jener Seite der Welt, die ewiger Nebel und der trübe Jupiter bedrückt. — Oswald Achenbach führt uns in zwei Landschaften unter den glänzenden Himmel Griechenlands, der uns zu sehr fesselt, als daß wir dem Andreas Achenbach gern zum Strande von Scheveningen folgen sollten, den er in zwei Bildern zwar meisterhaft, aber nach so häufiger Wiederholung desselben

Gegenstandes ziemlich langweilig darstellt. — Lauge hat ein Bild von allergrößtem Umfange, wiederum eine Scene aus dem Leben Washington's begonnen.

Aus Wien. Hier macht auf der permanenten Ausstellung gegenwärtig ein Bild Amerlings, der sich bekanntlich lange in Rom aufgehalten hat, großes Aufsehen. Es ist das in Lebensgröße ausgeführte Portrait des hiesigen Bürgermeisters C. Ritter von Seiler, und hat die Bestimmung, im Saale des Gemeinderathes aufgehängt zu werden. Die Schwierigkeiten, welche das moderne Costum, der schwarze Frack darbieten, sind mit großem Geschick überwunden. In der Auffassung herrscht eine ungewöhnliche Noblesse, und die malerische Durchführung, insbesondere was den Kopf und das Costum betrifft, zeigt jene Feinheit der Empfindung und Sicherheit des Vortrages, die Amerling ohne allen Zweifel mit den ersten lebenden Portraitmalern Deutschlands auf gleiche Linie stellt. Schade, daß so selten Gemälde von seiner Hand zur Ausstellung kommen.

Musik. — Cleopatra, welches der Componist Herr Truhn in Berlin für Johanna Wagner geschrieben hat, dauert mindestens drei Viertelstunden. Nur einer Künstlerin von solcher Befähigung war es möglich, die große Aufgabe zu lösen. Zwar ist die Situation ausnehmend dramatisch, aber die schwungvolle Dichtung, vielleicht auch das Talent des Componisten war Ursache, daß der musikalische Ausdruck sich zu sehr in einzelne declamatorische Wendungen zersplitterte. Und deshalb leidet das Werk, welches im Ausdruck fehlerfrei und in musikalischer Beziehung reich bedacht ist, doch an dem Uebelstand, daß fast nirgends ein fesselnder Höhepunkt erscheint. Der Erfolg wird darum vorzugsweise von der Bedeutung abhängen, welche die Darstellerin hineinzulegen weiß. Man sagt, daß H. Truhn gegenwärtig an einer komischen Oper arbeite.

In Berlin interessirte das musikalische Publicum eine Vorlesung des Dr. Lindner zur Geschichte der Hamburger Oper, die während der letzten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts dort existirte. Am Schlusse der Vorlesung wurden 5 Arien von Kaiser, dem bedeutendsten Operncomponisten jener Zeit (um 1700) vortragen, aus denen deutlich hervorging, daß deutscher Geist, Wahrheit des Ausdrucks und Nichtigkeit der Declamation nicht erst durch Glück in der Oper zur Geltung kam. Ueber Hamburg hinaus verbreitete sich keins dieser Werke, und später mußte in Hamburg selbst die deutsche Oper der italienischen weichen. Dr. Lindner ist mit einem größern Werke beschäftigt, welches diesen Stoff behandeln soll.

Die Berliner Singacademie hat endlich ihren Musikdirector gewählt. Von 254 Stimmberechtigten haben sich 140 für Herrn Grell ergeben, der seit Runzenhagen's Tode die Academie provisorisch leitete. Die Uebrigen haben theils gar nicht, theils für einen der beiden andern vorgeschlagenen Candidaten gestimmt.

N. W. Gade hat zum Osterfeste Leipzig verlassen, um in seine Heimat Kopenhagen zurückzukehren. Außer der Frühlings-Phantastie für vier Solostimmen, Piano-forte und Orchester führte er noch eine andre größere Neuigkeit im Gewandhause auf: eine große Sinfonie in D-Moll für volles Orchester und Piano-forte. Unter den kleinern neuern Werken, die er hier hören ließ, sind einige fünfstimmige Männergesänge zu erwähnen, die recht freundlich und leicht gehalten sind, dagegen aber wiederum des Charakteristischen ganz entbehren, das an Gade's frühern Werken oft in so hohem Grade fesselte.

Das Conservatorium zu Leipzig feiert am 1. April sein zehnjähriges Bestehen und ladet mittels öffentlicher Aufforderungen die frühern Schüler ein, sich bei dieser Feier zu betheiligen.

Der Capellmeister Riez hat zu seinem Benefiz die Glück'sche Oper Uceste gewählt. Dieser Vorsatz ist um so lobenswerther, als gerade in Leipzig die Aufführung

Gluck'scher Opern fast ganz unterblieben ist und außer der Iphigenie in Tauris keine andere derselben auf unsrer Bühne erschien. Ueberdies ist der Name des großen dramatischen Componisten bei der jüngern Generation fast zur Mythe geworden, darum thut eine Erfrischung Noth; sie erscheint sogar an der geeignetsten Stelle gegenüber der jetzt grassirenden Zukunftsmusik. Die von unsern jüngsten Theoretikern mit so vielem Lärmen gepredigten Grundsätze sind auch in den Gluck'schen Opern die herrschenden; sie sind das Eigenthum jenes denkenden Kopfes. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen beiden Schulen liegt nur in der Ausführung. Gluck war ein guter, gründlicher Musiker, der die Gewalt des dramatischen Ausdrucks mit einfachen, feuschen Mitteln zu erzeugen verstand, dem auch die Quelle der Melodie unverfleglich floss, der die Verstandesthätigkeit nur dazu anwendete, die wuchernde Phantasie in die Grenzen einer edlen und wahren Kunst einzuschränken.

Wagner besitzt ein geringeres musikalisches Talent, darum sucht er diesen Mangel durch fein gesponnene Reflexion zu verdecken; er nimmt die Sinne gefangen, während Gluck als echter Künstler das Herz zu rühren versteht. Das Einstudiren der Alceste ist gewiß eine schwierige Aufgabe: die Musik selbst und die ruhige Weise des Gesangs ist unsern Sängern fremd geworden, es wird ihnen schwer werden, mit diesen langen, getragenen Tönen, mit diesen einfachen Declamationen recht zu wirthschaften. Wir zweifeln aber nicht, daß der tüchtige Ritz die Aufgabe glücklich lösen, und daß ihm der Regisseur der Oper mit Erfolg bei der Scenirung zur Seite stehen wird.

Herr Goldschmidt, der Gemahl von Jenny Lind, hat in Berlin zu mehren Malen öffentlich gespielt. Das Erstemal in einem Concerte des Gustav-Adolph-Vereins in der Singacademie, wo er das G-Moll Concert von Mendelssohn vortrug. Später veranstaltete er eine Matinée im Saale des Professor Wichmann vor einem sehr gewählten und besonders eingeladenen Publicum. Er spielte das D-Moll Trio von Mendelssohn, Compositionen von Thalberg, Chopin und eigene Compositionen, von denen er jetzt viel zum Druck vorbereitet. Goldschmidt hat seine musikalische Bildung auf dem Leipziger Conservatorium erhalten, wo Mendelssohn besonders günstig auf ihn einwirkte, für den er auch jetzt noch eine große Vorliebe hegt.

Literatur. — Drei volkwirthschaftliche Vorträge von G. A. Richards, Prof. der Volkswirthschaft an der Universität Oxford. Deutsch von L. Bucher. (Berlin, Fr. Duncker 1853.)

Dieses empfehlenswerthe, mit großer Klarheit und Sachkenntniß geschriebene Büchlein stellt es sich zur Aufgabe, die Lehre Bastiat's über drei der wichtigsten Fragen der Volkswirthschaft zu entwickeln. Von dem Grundsätze ausgehend, daß eine natürliche Harmonie in dem Haushalte der Gesellschaft, in allen wirklichen Interessen der Menschen herrsche, bekämpft der Verfasser mit schlagenden Gründen den viel nachgebeteten Voltaire'schen Satz: „Die Menschheit befindet sich in der Lage, daß, wer seinem Lande Gutes wünschen will, dem Nachbarlande Böses wünschen muß. Es ist klar, daß ein Volk nicht gewinnen kann, ohne daß ein anderes den Verlust trägt.“ — G. Richards stellt nach dem Beispiele seines großen Vorgängers Adam Smith seine scharfsinnigen Beobachtungen nicht an, um neue Gesetze zu machen, denen die Gesellschaft folgen sollte, sondern um die Gesetze zu finden und zu entwickeln, denen sie thatsächlich folgt. Die Auffindung und Darlegung dieser Gesetze bildet den Kern und Inhalt des interessanten und lehrreichen Büchleins, welches Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **G. G. Gilbert** in Leipzig.